

zu tragen". (Die Henneberger Grafen hatten das Schutzrecht für die Hesen-händler durch kaiserliche Verleihung erhalten.)

Spieß führt nun aber auch zur Erklärung aus dem Bündnis-Vertrag von 1440 zwischen den Bischöfen von Mainz und Würzburg, dem Pfalzgrafen und Herzog in Bayern, den Markgrafen von Brandenburg-Bayreuth und Baden und den Grafen von Württemberg an, daß er sich erstrecken sollte auf den Bezirk der vier Walde, nämlich: des Behaimer Walds, Thüringer Walds = Westerwalds, der First und des Lampartischen Ge-birgs". Weiter nenne das Bairische Landrechtsbuch von 1495 „die vier Walde, das ist Thüringer Wald, Behaimer Wald, Schwarzwald und die Schernitz" (Ort in Tirol).

Man wird danach Spieß recht geben, wenn er schließt: „Man hat müssen unter den vier Wäldern die Grenzen von Bayern, Schwaben und Franken, worunter auch das Rheinische Franken begriffen war, verstanden haben, und es ist nur die Bestimmung dieser Grenzen durch die vier Wälder nach Gewohnheit dieses oder jenes Landes von einander abgegangen".

Das Land zwischen den Vier Walden war eine Bezeichnung für Ober-Deutschland in seiner spät-mittelalterlichen Umgrenzung. Hinzuzufügen wäre dabei nur, daß „die First“ ein alter Name der Wasgauberge ist und daß sie nicht nur die heute französisch-deutsch „Vogesen“ bezeichneten, sondern schon die Bergzüge von der Pfälzer Hardt an so hießen, ja selbst das uralte Kloster Tholey unterm Schaumberg am Hochwald, also im sog. Saar-gebiet von ehedem, ist in alter Zeit im „Wasichen“ bezeichnet. Aber auch Südtirol war noch in den vier Walden eingeschlossen, wenn erst die Berge an der Lombardei es umgrenzten.

Zwischen den vier Walden war überhaupt keine staatliche, nur eine landschaftliche Begrenzung; das Reich ging doch im Mittelalter nach allen vier Richtungen noch weit über die Gebirgsketten hinaus. Aber anschaulich war sie und paßte darum gut in die Sprache der Weistümer, die in ihrer Bodennähe, ihrer Buntheit und Lebendigkeit so anheimelnd echt und darum volkstümlich wirkt.

## Nimmer heimatlos!

Gedanken und Erinnerungen von Peter Schneider

(Fortsetzung.)

Der stärkste Reiz, den Bamberg auszuüben vermag, beruht also nicht auf Geschlossenheit des Gesamtbildes, sondern im Gegenteil auf einer außerordentlichen Fülle malerischer, dabei aber oft gegensätzlicher Erscheinungen im Rahmen einer berückend schönen Landschaft, die aber selbst erdgeschichtlich nicht einheitlich ist; denn während sich vom Westen her die Sandsteinberge des Keupers ins Tal hinabsenken, steigen im Osten die Schichten des Jura aus den Anschwemmungssanden der Regnitz empor. Das Auseinanderfallen, oder besser gesagt, das Nichtzusammengewachsen sein der Stadt fand selbst im Mittelalter, der Zeit der geschlossenen Erscheinungen, seinen beredten Ausdruck darin, daß Bamberg als eines der großen „Dörfer“ des Heiligen Römischen Reichs keine richtige Stadtbefestigung besaß. Die hatte nun ganz gewiß Nürnberg; innerhalb ihres mächtigen Berings spielte sich dort alles städtische Wesen ab; da gab es keine halb-ländlichen Vorstädte; da gab es keine Häcker und keine

Gärtner im Sinne Bambergs; also mag Nürnberg als ein geschlossenes Wesen erscheinen. Erscheinen, sage ich; in Wirklichkeit hat auch Nürnberg eine Doppelseele. Diese fühlt man freilich nicht bei einem flüchtigen Besuch, der, wie überall, zu schöngeistigem Eindrucksgeschwätz eben ausreicht. Wenn in Bamberg zwischen dem Haus, dem Wesen und der Arbeit des Gärtners, der auf dem Boden kriechend sein Kraut pflanzt, seinen Spargel sticht, und dem Reiter und der Seherin des hohen Doms eine ganze Welt liegt — was liegt dann zwischen den Stiftern des Sebaldusgrabes und jenen Nürnbergern, die mit ihrem biederem Klempner Johann Konrad Grübel sagten: „In derer löib'n gout'n Welt git's su viel gouta Woar?“ Auch eine Welt! Die Welt verschiedenen Stammsstums und der immer und überall große, in Nürnberg aber besonders weite und folgenschwere Abstand zwischen Regierenden und Regierten. Als Christoph Friedrich Nicolai auf seiner berüchtigten Reise durch Deutschland auch nach Nürnberg kam, fand er, beeinflußt durch die Zugehörigkeit Nürnbergs zum fränkischen Reichskreis, daß die Nürnberger Mundart „den fränkischen Dialekt am besten auspräge“. Das war einer seiner vielen Irrtümer; in Wirklichkeit ist ja die Altnürnberger Mundart oberpfälzisch-sulzbachisch, ihre Träger gehören überwiegend dem bairisch bedingten Nordgau-stamm an; sie wurden in der Adelsrepublik Nürnberg, ohne jeden Anteil an der Regierung, beherrscht von den überwiegend fränkischen Patriziern, um derentwillen allein die Stadt seit dem späteren Mittelalter zu Franken gerechnet wurde. Diese Patrizier als herrschende Schicht gibt es in Nürnberg nicht mehr, aber die fränkische Mundart hat in der Neuzeit aus anderen Gründen erneut Boden gewonnen; eine Gegenbewegung, im Zusammenhang mit neuem Zuzug aus der Oberpfalz, stärkt wieder den ursprünglichen Sprachbestand. So ist Nürnberg, an der Grenze zweier Stämme gelegen, eines der seltenen Beispiele einer Stadt, in der nicht sowohl das Schriftdeutsch gegen die Mundart steht, als vielmehr zwei wirklich verschiedene Mundarten einander mit noch ungewissem Ausgang bekämpfen.

Aber nun Würzburg! Ich hörte in meiner Jugend einmal, wie ein Würzburger etwas von oben herab Bamberg als „Bauernstädtchen“ bezeichnete. Er hatte den starken bodenwirtschaftlichen Einschlag richtig erkannt, aber nicht auch den hochadeligen, den fürstlich-lehensmäßigen. In der ganzenfürstbischöflichen Haupt- und Residenzstadt Würzburg gibt es ja keinen einzigen Platz, kein einziges Bauwerk, kein einziges Bildwerk von dem wahrhaft schneidenden, ja fast abwehrenden Adelstum des Bamberg Dombergs, des Bamberger Doms, der Bamberger Dombildwerke. Trotzdem ist Würzburg als Gesamterscheinung „vornehmer“ als Bamberg; denn wie in keiner anderen größeren Stadt Frankens ist hier der Zusammenwuchs gelungen. Darin besteht sein großer Vorzug, nicht in malerischen, romantischen Einzelheiten oder Durchblicken, in denen es hinter Bamberg weit zurücksteht. Schon Würzburgs äußere Erscheinung, eingefasst in die Hochufer eines engen Talfessels, bestimmt durch Main, Festung und Steinberg, wirkt einfach, geschlossen und groß. Aber auch eine innere Einheitlichkeit ist erreicht. Es gibt keinen von der übrigen Bevölkerung deutlich geschiedenen Gärtner-, keinen selbständigen Häderstand. Aus der riesengroßen Flur, durch die berühmte Markbeschreibung vom Jahr 779 in ihrem alten Umfang bekannt, sind an den Rändern mehrere dörfliche Gemarkungen herausgeschnitten worden: Dort leben jetzt als wirkliche Bauern die Nachkommen oder Erben der „freien Franken“;

in der verkleinerten Stadtmark gibt es nur mehr Großgüter. Darum wird der Fremde in Würzburg keine Kuh des rot-gelben Frankenschlages aus niedrigen Gärtner- oder Häckerhäuschen brüllen hören. Würzburg ist Residenzstadt, mit oder ohne Residenten; die Universität hat zur Vereinheitlichung das Ihrige beigetragen. Dazu kommt, daß die natürlichen Verhältnisse die Stadt Würzburg wohl für immer vor jenem neuzeitlichen Zwiespalt des Gesichtes bewahren werden, den die starke Durchsetzung mit dem Großgewerbe des 19. Jahrhunderts in so vielen Gemeinwesen herbeigeführt hat. Der innere Ausgleich kommt in nichts so deutlich zum Ausdruck als in dem vergleichsweise sehr gut entwickelten Geschmack der Gesamtbevölkerung, was die Kleidertracht anlangt. Es ist erstaunlich, wie gut gekleidet selbst einfache Frauen und Mädchen an den arbeitsfreien Tagen sich neben ihre vom Schicksal mehr begünstigten Geschlechtsgenossinnen stellen, während es umgekehrt große Städte in Deutschland gibt, in denen sich auch die Frauen der besitzenden Kreise nur selten geschmackvoll zu kleiden wissen.

In solche Schicksalsfragen der Städte führte uns die Frage, warum eine Bauerntochter aus dem Bambergener Umland in die Stadt heiratete. Das Wesen meines Vaterhauses, St. Getreustraße 4, war aus ländlichem und städtischem eigentümlich gemischt; aber die Mischung war zu einem, wie mir scheint, glücklichen Ausgleich gediehen. Der ländliche Einschlag war übrigens durch die Überlieferung des Hauses und seiner Umgebung schon mitbedingt. Mein Geburtshaus gehörte zu einem zusammenhängenden, fast völlig geschlossenen, durch einen Torbau zugänglichen Block von zwei- und einstöckigen Gebäuden, die den heute sogenannten Ziegelhof umschlossen; einst aber gehörte er als „Schafhof“ zu den Wirtschaftsgebäuden des Klosters Michelsberg. In meiner Jugendzeit wohnten Häcker und andere kleine Leute darin, und verschiedene Scheunen, darunter die meiner Eltern, gaben dem Gesamtbild die landwirtschaftliche Prägung. Wie oft weckte mich im Sommer am frühen Morgen das lustige Klappern der Dreschflegel! Es war Musik meinem Ohr, es erregte in mirelige Empfindungen: Heimgefühle. Aber oft hatte mich zuvor schon etwas ganz anderes geweckt: Das tiefe Brummen der Dampfpfeife von der großen Baumwollspinnerei und -weberei in dem benachbarten Gaustadt; sie rief die Arbeiter und Arbeiterinnen, und solche wohnten in nächster Nähe meines Elternhauses. Von Jugend auf kannte ich das Fabrikarbeiterthum, und ein Spinnmeister war für mich eine ansehnliche Persönlichkeit. Die Frauen dieser Arbeiter oder die Frauen der Tagelöhner in der Nachbarschaft holten ihr Brennholz, mit langen Reishaken ausgerüstet, im Michelsberger Wald, und bevor noch ihre mit Reißig (und oft darin verstecktem Stammholz) hochbe packten Huckelförbe im Vorübergehen das Licht der Fenster verdunkelten, hatte das Schleifen der Reishaken auf dem Straßenzapflaster ihr Kommen verkündigt; ihre Schritte waren lautlos, sie gingen ohne Schuhe auf dem deutschen Boden. Aus solchen Umgebungen kam ich oft sehr rasch in eine völlig andere Welt, die jedoch auch die meinige war, wenn ich nämlich etwa der Witwe meines Onkels Eugen, weiland Bürgermeisters der Stadt Bamberg, einen stets gern gesehenen Besuch abstattete. Die Tante Anna, zuletzt durch Krankheit ans Bett gefesselt, war eine vornehme, großartige Dame mit höheren geistigen Bedürfnissen. Sie unterhielt sich mit dem heranwachsenden Knaben, in dem sie, weil er viel und gern zeichnete, mit einem auch sonst häufigen Irrtum den künftigen großen

Künstler sah, auch schon über Schrifttum und ähnliche Dinge, und aus ihrer schönen Bücherei stammte das erste Buch meiner eigenen, in das ich mit Stolz „Nr. 1“ eintrug: Es war Herders *Cid*. Hier und bei Tante Lona, einer Schwester meines Vaters, der Frau des Melbermeisters Peter Seidlein, fühlte ich mich ganz als Städter, nahm ich teil an einer gutbürgerlichen, auch schon mit geistigen Überlieferungen durchsetzten Kultur. Meine väterlichen Verwandten hatten sich unter ihren Mitbürgern mehrfach hervorgetan. Mein Großvater Lorenz Schneider war Schuhmacher und Poet gewesen, der unter dem Decknamen „Der Grillenfänger“ für Zeitungen und Zeitschriften Aufsätze schrieb; der älteste seiner Söhne, Heinrich, der als Stadtpfarrer von St. Gangolf in Bamberg starb, verfasste gern gelesene Jugendbücher: „Eginhard, Vertrauter Karls des Großen“ und „Georg von Eschenberg“; der jüngere Bruder Dr. Eugen Schneider, dessen ich schon gedachte, war ein gewandter Jurist und hervorragender Redner, auch Kandidat für die Frankfurter Nationalversammlung, später Mitglied des Bayerischen Landtages; als Bürgermeister seiner Vaterstadt wurde er Mitbegründer der Mechanischen Baumwollspinnerei und -weberei Gaustadt. Mein Vetter Lorenz Seidlein endlich hatte schon in meiner Jugendzeit den Weg zu hohen Staatsämtern betreten.

Diese verwandtschaftlichen Beziehungen werden Fernerstehende wenig kümmern; aber ich mußte auch sie erwähnen, um etwas klarzumachen. Mein Wesen, in dem sich Stadt und Land ausgleichen, meine Jugendwelt, die die Landwirtschaft ebenso umfaßte wie den Arbeiterstand und das städtische Gewerbe, in der einfache Lebensverhältnisse ebenso ihren Platz hatten wie geistige Kultur — sie haben mich völlig unfähig gemacht, die Menschen unseres Volkes in erster Linie als Angehörige einer Klasse oder Gesellschaftsschicht und erst in zweiter oder dritter als Volksgenossen zu sehen. Für eine solche Betrachtungsweise fehlt bei mir jede Voraussetzung. Ich preise mein Geschick, daß es mich, ohne mein Verdienst und Zutun, zu jeglicher Art von Rastengeist unfähig machte. Ich bin auch unfähig, in dem Volksgenossen in erster Linie den Angehörigen eines religiösen Bekenntnisses zu sehen und dann, nach Feststellung seines Taufzeichens, ihm näher oder von ihm wegzurücken! Auch dazu haben Elternhaus und Umwelt beigetragen. Bamberg, ich bezeuge dies, ist an sich eine Stadt der Duldung, in der zu meiner Jugendzeit die Bekenntnisse in tiefem Frieden miteinander lebten. In unsere Nachbarschaft waren einige Protestanten eingestreut; meine Mutter, eine fromme Katholikin, verfehlte niemals, wenn die Rede auf solche Nachbarn und ihr Bekenntnis kam, weise vorbeugend und in achtungsvollem Tone hinzuzufügen: „Es sind sehr ordentliche Leute“. Dank dir, Mutter, daß du schon uns Kindern alle Möglichkeit des Hasses um des Bekenntnisses willen genommen hast! Da ich denn so geartet und erzogen bin, gehören religiöse Gehässigkeiten für mich zu dem immerdar Unbegreiflichen. Ich habe Menschen der bekenntnismäßigen Vereingenommenheit nie als ebenbürtig betrachten können. Als ich später den Frankenbund ins Leben rief, da haben einige Menschen, weil der Gründer zufällig im katholischen Bekenntnis geboren war, sogleich darin etwas „Katholisches“ gewittert. Als dieser Bund die Verbindung mit einem Nürnberger Verlagsunternehmen, die einige Jahre bestanden hatte, wieder löste, sahen einige Menschen sogleich darin den beabsichtigten Gegensatz des „katholischen“ Würzburg

zu dem „protestantischen“ Nürnberg. Immer und in jedem Bekenntnis muß es leider solche Menschen geben. O ihr Witterer, wittert nur immer zu! Das Wittern bekenntnismäßiger Hintergründe liegt nun einmal im Dunstkreis des nebligen Himmels eurer engen Welt. Ihr gleicht dem Geist, den ihr begreift, nicht uns. Die Augen, mit denen wir Bundesfreunde, gleichviel welches Bekenntnisses, euch betrachten, sind — Augen aus einer anderen Welt. Ihr könnt in diese Augen starren; etwas darin zu lesen ist euch verwehrt. Natürlich hat es in der Welt schon oft geheime bekenntnismäßige Absichten und Beweggründe gegeben; aber nur Schweine mühlen auch da, wo ganz gewiß keine Trüffeln zu finden sind.

Es gibt — den gemeinsamen Lebensraum und die gemeinsame Sprache als selbstverständlich vorausgesetzt — nur einen Begriff von Volk, den ich anerkenne: Das Volk ist mir die Gemeinschaft der freien Menschen, und Volksgenosse ist mir der freie Mann. Das ist eine altgermanische Vorstellung. Darüber hinaus hat das 18. Jahrhundert für alle Menschen die Freiheit gefordert oder wenigstens für die Morgenröte ihrer Freiheit den Himmel reingefegt; alles ist sich darüber einig, daß es auf der Erde grundsätzlich nichts anderes mehr gibt als freie Menschen. Wenn dieser Grundsatz noch nicht lebendiges Eigentum jeder Menschenbrust geworden ist, wenn auch in unserem Vaterland noch nicht alle der Würde des Freien sich lebendig bewußt sind und darnach leben und handeln, so vergesse man nicht, daß viellundertjährige Knechtschaft auch nach der Befreiung noch lange wirken muß. Aber ich behaupte, daß — von den Verbrechern, den Feinden der Gesellschaft, abgesehen — kein Mensch, kein Volk völlig unfähig ist des freien Menschentums, in Gelössheit vom Willen eines Sklavenhalters. Ich behaupte, daß alle zu freien Menschen erzogen werden können. Damit kann ich mich freilich nicht auf Nietzsche berufen, der die Sätze geschrieben hat: „Zum Wesen der Kultur gehört das Sklaventum. An dem Mangel an Sklaventum werden wir zugrunde gehen.“ Aber was ist mir in diesem Augenblick Friedrich Nietzsche! Hinter mir steht Friedrich Schiller!

Eine mächtige neuzeitliche Strömung scheint nun aber dieser Auffassung zuwider zu sein: Es sind die äußerst begrüßenswerten und fruchtbaren, aber auch oft in die Niederungen verkehrter Auswertung verschobenen Rasselehrten. Wenn man heute mit vollem Recht versucht die Augen des Volkes für diese Dinge zu öffnen und wenn infolgedessen viele Berufene, aber auch viele Unberufene darüber sprechen und schreiben — so darf ich darauf hinweisen, daß schon meine kindliche Jugend den Grund zu praktischen Beobachtungen auf diesem Gebiet gelegt hat. Ich bin ja, wie alle meine engsten Landsleute, an einer klassischen Stätte volksbewußten rassischen Unterschiedes aufgewachsen. Die Bamberger Gärtner erschienen uns übrigen Stadtbewohnern als eine besondere „Rasse“, wurden uns als solche vorgestellt. „Er hat einen Gärtnerkopf“: wie oft habe ich das gehört! Wenden seien es, wurde uns gesagt; Regnizwenden; und indem ich diese Wenden beobachtete, nahm ich auch bald prüfende Stellung zu den sonst oft behaupteten brünetten (braunen) Haaren und Augen der Slawen im Gegensatz zu den blonden Germanen: Meine Bamberger Gärtner fielen mir nämlich eher durch ihre Blondheit auf, durch strohgelbe Haare, und ich folgerte: Die Slawen sind nicht braun, sondern blond. Auch andere Beobachtungen gaben mir von Jugend auf

zu denken. Ich besann mich über den eigentlichen Sinn des Bamberger Verspruches:

„Lang und dünn:  
Net viel drüm.  
Kurz und dick:  
Masterstück“ —

und nachdem ich zuerst die 3. und 4. Verszeile als ernstgemeint aufgefaßt hatte, erkannte ich später auch ihren spöttischen Charakter: Weder die „Höpfenstange“ oder „Baunlatte“ noch das „Faß“ oder die „dicke Blutsch'n“ waren das Wunschbild des Bambergers; sondern der „große, schöne Mann“, wie er uns in Auslese etwa in unserem Ulanenregiment entgegentrat, auf das wir ungeheuer stolz waren. Der große, schöne Mann kam noch in einer besonderen Prägung vor, die etwa mit dem Ausdruck „a schöner schwarzer Polizeidiener“ bezeichnet wurde. Zu dieser „Schwarzheit“ gehörte natürlich auch Körpergröße; und bald lernte ich diese Rasse in der Gegend zwischen Jura und Steigerwald, im Heimatland meiner mütterlichen Ahnen, und zum Teil selbst innerhalb meiner eigenen Vorfahren und Verwandten kennen; seid mir nur, verehrte, so plötzlich rassekundlich ausgebildete Zeitgenossen, hier nicht zu schnell mit „dinarischer Blutmischnung“ bei der Hand: Die Alten hierüber sind noch lange nicht abgeschlossen. Endlich — um diese Aufzählung nicht zu lang werden zu lassen — lernte ich „das Muttergottes'n-g'sicht“ als ein weibliches Schönheitswunschbild kennen, und zu meinem Erstaunen las ich dann bei verschiedenen Schriftstellern (Nicolai, E. Th. A. Hoffmann, Sperl u.a.) von dem „Muttergottestyp“ der katholischen Fräneninnen und im besonderen der Bambergerinnen. Alle diese Jugendbeobachtungen wirkten unvermindert nach, förderten später meine ganz besondere Teilnahme für die anthropologischen („menschheits- oder rassegeschichtlichen“) Tatsachen und sind letzten Endes schuld daran, daß ich schließlich den fränkischen Menschen in den Mittelpunkt aller meiner Bestrebungen stellte. Wer dies nun weiß, wird begreifen, wie freudig ich es begrüßen mußte, daß im neuen Staat die Begriffe Volk und Rasse als Ausgangspunkte und zugleich Grundfesten aller Gesetzgebung erklärt wurden, wie ärgerlich mir aber auch gewisse Ausartungen des Rassegedankens sein müssen, die ich längst vorausgesehen hatte und deren Schädlichkeit für unser deutsches Volk ich feststellen möchte.

Es gibt zwei einander entgegengesetzte, gleich verhängnisvolle Stellungnahmen zum Rassegedanken. Um sie zu kennzeichnen, diene ein Gleichnis, das sich mir bei einem Spaziergang durch deutschen Wald zuträngte. — Eine Gesellschaft von Menschen, von alten und jungen, sucht in fürchterlicher Sommerglut eine Wasserstelle, deren Dasein die einen vermuten, die anderen behaupten. In einer Senke, um säumt von dichtem Buschwerk, liegt sie verborgen; schon will einer die Zweige auseinanderbiegen, ihren Anblick eröffnen — da wirft ein anderer, vor lauter Freude, einen mächtigen Steinbrocken in das Wasserloch, und im Nu ist der klare Spiegel schlammig getrübt. Aber wieder einer, der hinter drein hinkt, bestreitet, daß man hier vor der gesuchten Quelle stehe; das sei ja überhaupt kein brauchbares Trinkwasser —; und um dies zu zeigen, steigt er hinein und wühlt im Schlamm. Verärgert, verbittert, uneins ziehen die Leute ab. Vielleicht fehren sie nach gewisser Zeit doch noch zurück; dann werden sie keinen

Stein mehr hineinwerfen, dann werden sie nicht mehr hineinstiegen, dann werden sie endlich sich des Labe-Borns erfreuen. — Es gibt Quellen unserer völkischen Kraft, lang vergessene, halb verschüttete; aber ist es notwendig ihr Dasein nach Knabenart zu erweisen durch einen Steinwurf, der ihren klaren Spiegel trübt? Und ist es angebracht, daß Unberufene, blind gegen offenkundige Tatsachen, das Dasein der Quelle bestreiten, nachdem der Steinwurf sie aufgeschreckt? Es gibt menschliche Rassen, die sich in Wesen, Begabung und Lebenshaltung unterscheiden, und ich staunte schon vor langen Jahren über jene Unberufenen, die, als Gegner der Rasselehren, selbst in wissenschaftlichen Werken, in anthropologischen Schriften den Sachverhalt so darstellen wollten, als gebe es keine wesentlichen Unterschiede zwischen den Menschen oder als seien die Unterschiede nicht von Belang. Es gibt Dinge, die überhaupt nicht wissenschaftlich bewiesen zu werden brauchen, weil ein ungetrübtes Auge sie sieht. Ich sehe den Unterschied zwischen einem Pony und einem Belgier — ich sehe den Unterschied der Menschen in Wuchs und Farbe und in der Art sich mit dem Leben auseinanderzusetzen, selbst auf einem räumlich so beschränkten Gebiet wie Deutschland. Aber an Stelle ruhiger Freude über die Sonderart und besonnener Auswertung der Sonderbegabung knallen da gleich die Seltvpfropfen maßloser Werturteile in die Luft. Eine dreifache Gefahr droht hier: Zunächst die Aufstellung eines Idols der eigenen, alles andere ungeheuer überragenden Vortrefflichkeit, „einer Überrasse, in die man alles hineinträgt, was an guten und edlen Eigenchaften denkbar ist, gleichgültig, ob es wirklich Kennzeichen der nordischen Rasse sind oder nicht“ (M. Staemmler in der „Völkischen Kultur“) und, füge ich hinzu, die dann allen Ernstes als wirklich vorhanden und eben als Besitz des eigenen Volkes betrachtet wird — eine Erfindung, die zur Selbstvergottung führen muß; Selbstvergottung aber ist einem schlichten deutschen Mann unmöglich. Die zweite Gefahr droht von der naiven Gleichsetzung von Volk und Rasse, eine Gefahr, der die weniger Einsichtigen am raschesten erliegen. Diese Auffassung führt dazu, übertriebene Rassenworte immer mit Seitenblicken auf die anderen, die Nachbarvölker auszusprechen: auf das „übrige Völkerkuppzeug“, wie ich in einem Aufsatz tatsächlich gelesen habe. Muß ich eigens sagen, wie gefährlich solches ist für das allzeit umlauerte, bedrohte Volk der Mitte Europas? Nichts verlegt, erbittert den anderen so sehr als wenn ich ihm nur immerfort zurufe: „Ich bin besser als du“; nichts weckt in ihm so sehr den Willen, zu zeigen, daß dem nicht so ist; nichts ruft ihn, reizt ihn so zur Anspannung seiner letzten Kräfte als — die ihm gezeigte Verachtung. Ungeheuerliche Erschwerung der Arbeit unserer verantwortlichen Staatsmänner durch dieses auf Völker bezogene Minderrassengeschwätz! Kurzsichtigkeit ohne gleichen! Vorbereitung einer neuen Katastrophe! — Die Auswertung des herrlichen Rassegedankens durch den einzelnen muß von sittlichem Ernst getragen sein und auf ein klar erkanntes, erreichbares Ziel zustreben. Dieses Ziel kann nur heißen: Wahrung unserer völkischen Eigenart durch Pflege jener Rassebestandteile, auf denen Sprache und Sitte des deutschen Volkes beruhen; Schutz vor Überfremdung durch Abwehr fremden Blutes, das zuweilen an sich wertvoll sein kann, aber durch sein Einsickern wahrscheinlich den Spiegel der deutschen Seele trübt und die Klarheit und Zielsicherheit des deutschen Menschen verwirrt. Auf die einzelnen Stämme und Landschaften Deutschlands angewendet: Erziehung zu

höchster Leistungskraft durch Anruf der Sondereigenart dieser Stämme und Landschaften: Der Gedanke des Frankenbundes, sinngemäß angewendet auf alle deutschen Landes- und Volksteile.

Doch davon später mit noch größerer Eindringlichkeit. Ich bin doch abgeirrt? Ich sprach doch vom freien Mann, und daß eine Ausartung der Kasselehrten scheinbar dem Gedanken der Erziehung zum freien Menschen zuwider sei? Gut, ich kehre noch einmal dorthin zurück. Aber zuvor einen Verdacht aus dem Weg geräumt: Den Verdacht, als wollte ich am Ende das kaltgewordene Schlagwort „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ wieder aufwärmen. Da sei Gott davor! Freilich, mit der Art, wie dieses längst geschichtlich gewordene Schlagwort einst bei einer Prüfung, der ich anwohnte, von einem der Prüfer behandelt wurde, kann ich mich nicht einverstanden erklären. Er bewies dem Brüfslig — der selbst einiges wenige beisteuerte — mit mathematischer Gründlichkeit: Daß der Mensch schon philosophisch genommen nicht oder nicht schlechthin frei sei; daß der Mensch ferner nicht gleich sei, infolgedessen auch von praktischer Freiheit keine Rede sein könne, weil die ungleiche Begabung zur Herrenverdung des einen, zur Knechtverdung des andern führe; daß infolgedessen eine Brüderlichkeit zwischen den verschiedenen Gesellschaftsklassen nicht möglich sei, und daß die Brüderlichkeit zwischen Gleichgestellten durch die Bestie im Menschen („der Mensch ist schlecht“) unmöglich gemacht werde; daß infolgedessen das ganze dreiteilte Wort ein Unsinn sei. Brav, Herr Professor! Ihre Beobachtungen lassen sich, einzeln gesehen, fast alle mit triftigen Gründen stützen; und doch war Ihre ganze Art der Behandlung, von einer höheren geschichtlichen Warte aus gesehen, einfach jämmerlich. Was sollen wissenschaftliche Don-Quichotterien gegen die großen Schlagworte der Weltgeschichte! Sonnenfahnen sind sie, Protuberanzen, die mit rasender Schnelligkeit emporrauschen und mit jähem, schreckhaftem Licht die Augen der Menschen blenden; immer kommen sie aus einem Abgrund des Guten oder des Bösen, und ist ihre Zeit um, sind die Volt ihrer ungeheuren Spannung verzehrt, dann sinken sie in sich zusammen und in den Abgrund zurück, der sie geboren. Was heißt hier gut oder böse! Richtig oder falsch! So etwas Hinreißendes, wie es jenes Schlagwort einst an sich hatte, muß begriffen werden aus dem, was vorausgegangen war: Aus Unnatur, Knechtung und Verarmung. Auch an seiner Wiege stand weder die Logik noch die Philosophie, sondern etwas Ahnliches wie Hunger und Liebe. Da aber die Verhältnisse und Ereignisse der Menschheitsgeschichte niemals völlig gleichgeartet wiederkehren, kommen auch niemals die gleichen Schlagwort-Lichtfahnen hoch, und es ist müßig, sich vor ihrer Wiederkehr zu ängstigen.

Schluß folgt.

## Der Bürgermeister von Dinkelsbühl

Nacherzähltes v. J. Kiesel

Der Bürgermeister von Dinkelsbühl war gestorben. Man ging daran einen neuen zu wählen. Die Wahl fiel auf einen Mann, der sehr begütert war, stattlich aussah, also der etwas vorstellte. Unter sich meinten die Dinkelsbüller, ein großes Licht sei er freilich nicht; in der Schule habe er den letzten Platz eingenommen, aber es gäbe ein Sprichwort das besage: